Der ferne Osten

Ortszeit Ostdeutschland: Wie der Bundespräsident eine Woche lang versucht hat, meine sächsische Heimat zu verstehen, die ich auch 35 Jahre nach der Wende nicht ganz begreife.

Von Steven Geyer (RND), erschienen am 24.05.2025, u.a. in der Leipziger Volkszeitung

Als ich damals aus meinem Heimatstädtchen in Sachsen floh, hätte ich nie gedacht, dass ich 25 Jahre später mit dem Staatsoberhaupt zurückkomme. Vor allem nicht, um dieselbe Frage zu beantworten wie damals, als ich fortging: Was stimmt nur mit den Ossis nicht?

Seit klar war, dass Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier, den ich sonst eher in den Nahen Osten oder zumindest in den Bundestag begleite, seinen Amtssitz für eine knappe Woche nach Delitzsch verlegt, wollte ich dabei sein.

Delitzsch, 26.000 Einwohner, zwischen Leipzig und Bitterfeld, ist die Stadt, in der ich aufgewachsen bin. Gut 20 Jahre lang, dreizehn davon in der DDR, dann durch die wilden Neunziger, den Frust der frühen Nullerjahre, dann weg.

Wie Pegida, Flüchtlingskrise und Corona Ostdeutschland aufgewühlt haben, verfolgte ich schon aus sicherer Entfernung von Berlin aus, manchmal habe ich berichtet, was die Bundespolitik sich für einen Reim darauf macht.

„Die große Mauer quer durch unser Land ist weg. Aber es sind andere Mauern entstanden“, hat Steinmeier in seiner ersten Einheitsrede als Bundespräsident gesagt. „Mauern aus Entfremdung, Enttäuschung oder Wut.“ Bei meinen Familienbesuchen habe ich gesehen, wie sich die Delitzscher durch schwierige Zeiten manövriert haben, aber irgendwann schien es keinen Grund mehr für Entfremdung und Wut zu geben. Die Innenstadt erstrahlt renoviert, ist wieder voller Läden, Cafés, es gibt inzwischen sogar Sushi. Die Radwege sehen besser aus als in Berlin.

Hätte mir das vor 25 Jahren jemand prophezeit, hätte ich gesagt, dass man einen Präsidentenbesuch dann ja wohl als Erfolgsgeschichte erzählen muss. Und wäre nicht mitgefahren. Sorry, aber uns Medien interessiert auch an der leckersten Suppe nur das Haar darin. Vielleicht ist das schon der erste Fehler.

Denn das Haar war schnell gefunden: Delitzsch ist AfD-Hochburg. Im Stadtrat ist die AfD stärkste Kraft, bei der Bundestagswahl im Februar holte sie knapp 40 Prozent, fast doppelt so viel wie die zweitplatzierte CDU. Es muss also reichlich Entfremdung, Enttäuschung oder Wut geben – oder denke ich da schon zu westdeutsch?

Steinmeiers „Ortszeit“ in Delitzsch war meine Chance. Die Erkundungen der Provinz hat sich der Bundespräsident nach der Pandemie ausgedacht, um die erlahmte Diskussion zwischen den Bürgern wieder anzukurbeln: Er verlegt seinen Amtssitz für drei Tage offiziell in eine Kleinstadt, die sonst nie im Scheinwerferlicht steht. Will zuhören. In Sachsen könnte ich als Übersetzer fungieren. Delitzsch kann ich erklären, auch dem Staatsoberhaupt. Gerade dem Staatsoberhaupt. Dachte ich. Das war wohl der zweite Fehler.

Die Heimat hat sich schön gemacht, als sie uns empfängt. Blauer Himmel, freundliche Eingeborene, die Selfies machen wollen, ein routinierter Oberbürgermeister, der jede Jahreszahl aus der Stadtgeschichte parat hat.

Manfred Wilde war Direktor des Heimatmuseums, bis der langjährige CDU-Oberbürgermeister in Rente ging und seine Partei 2008 nach Jahrzehnten stabiler Wahlsiege keinen aussichtsreichen Kandidaten mehr fand. Wilde gewann als Parteiloser, ich las das schon damals als Zeichen dafür, dass die Sachsen sich von den klassischen Parteien abwenden. Seitdem wurde Wilde zwei Mal wiedergewählt. Im Stadtrat arbeitet er vor allem mit CDU, freier Wählervereinigung, SPD und Linker. Mit der AfD kooperiert keiner davon, die Grünen fehlen ganz.

Steinmeiers Stadtbummel vom Bahnhof zum Rathaus ist für den Bundespräsidenten Routine: Er winkt in Läden, grüßt Passanten, posiert für Fotos. Eine Gruppe Zehntklässler hat extra gewartet, „cool, dass er hier ist“; ein Mann wendet sich

maulend ab. Das Bratwurstessen am Markt ist eine Genrekonvention. Den Wochenmarkt habe ich aus meiner Jugend größer in Erinnerung. Und ohne Batterien für Hörgeräte.

Nur eine Szene sticht heraus. Nach dem Stöbern beim örtlichen Buchhändler spricht eine Verkäuferin den Bundespräsidenten an: „Damit Sie auch mal hören, wie es wirklich ist“, sagt sie: „Hier läuft gar nichts mehr rund!“ Ob er sich schon mal gefragt habe, warum die Leute so viel AfD wählen? Alle anderen Politiker, und die Medien, würden die Probleme vertuschen, dabei traue man sich abends kaum noch auf die Straße. Aber der AfD wird keine Chance gegeben, schimpft sie. „Ich höre immer nur Brandmauer!“

Steinmeier lässt sich auf ein Gespräch ein: Die AfD sitze in den Parlamenten, und mit Anschlägen und steigender Kriminalität beschäftigen sich Medien und Politik doch ausführlich. Und Delitzsch, sagt er, wirke doch sehr schön. „Was?!“, ruft die Frau. „Immer mehr Dönerbuden und Barbershops!“ - „Fühlen Sie sich hier nicht wohl?“ - Doch, schon. „Aber ich muss ja für ganz Deutschland denken“, antwortet sie. Dem Bundespräsidenten.

Für uns kam die Frau wie bestellt: als Stimme jener 40 Prozent. Wir haben uns längst angelesen, dass die bürgerliche Mitte im Osten inzwischen zwischen CDU und AfD verläuft. Nun haben wir es im Original-Ton. Und Steinmeier auch. „Muss man sich hier wirklich nachts fürchten?“, fragt jemand aus seinem Stab. Ich sage, dass viele hier Berlin-Kreuzberg als Schreckensvision sehen, und Dönerbuden und Barbershops als erste Vorboten.

Nur ist das nicht in jeder Kleinstadt so, auch im Westen? Auch in Bayern holt die AfD 20 Prozent – obwohl dort eine konservative CSU regiert. Plant schon jemand eine Recherchereise, um endlich die Bayern zu verstehen? Ich sage nicht, dass es keinen Unterschied zwischen Delitzsch und Kulmbach oder auch Bad Honnef gibt. Nur sind es andere, als man denkt.

An seinem zweiten Tag in Delitzsch lädt der Bundespräsident zu einer „Kaffeetafel kontrovers“ ins Bürgerhaus. Es steht seit 1998 da, wo ich einst im

beliebten „Karl Marx Haus“ eingeschult wurde, aber nach etlichen Betreiberwechseln findet sich nun seit fünf Jahren kein Pächter mehr. Die Stadt vermietet es noch für Veranstaltungen. Dahinter stehen, frisch saniert, die Plattenbauten, in denen ich aufgewachsen bin. Endlich sehen die Fotos mal nach Osten aus, denke ich, das wird das Aufmacherbild. Es ist eine Berufskrankheit.

Am vorigen Wochenende hat meine Nichte hier im Bürgerhaus Jugendweihe gefeiert. In ihrer Klasse haben nur drei Schüler Firmung oder Konfirmation gefeiert, der Rest blieb beim atheistischen Gegenstück, das einst die SED zelebriert hat. Kennt das im Westen überhaupt jemand, die Jugendweihe?

Steinmeiers Kaffeetafel ist ein Gegenbeispiel. Eine gute Stunde lang diskutiert er mit Angehörigen von Bundeswehr, Rotem Kreuz und Pflegediensten, mit Unternehmern und Schülerinnen, mit Wehrdienstverweigerern und Zeitsoldaten über seinen Vorschlag, eine soziale Dienstpflicht einzuführen. Viele sind dafür, oder auch für einen neuen Wehrdienst. Auch die Gegner finden, es mangelt an Freiwilligen für Ehrenamt, Bundeswehr und Sozialberufe. Der Bundespräsident sagt danach, diese Diskussion hätte in Westdeutschland genau so laufen können. Allerdings war es schwierig, Teilnehmer mit völlig gegensätzlicher Meinung dafür zu rekrutieren.

Dabei hätte ihm Jens Fahr helfen können. Er diskutiert über solche Themen – auch mit den Ausbildern der Unteroffizierschule in Delitzsch – an der Biertheke. Seiner eigenen. Als ich noch Schüler am Gymnasium am Rande der Altstadt war, sind wir in seine Kneipe gegangen, um Cola oder Kakao zu trinken. Später das Bier beim Heimatbesuch. In einer „Ortszeit”-Pause gehe ich auf einen Kaffee vorbei.

Jens Fahr ist heute 64, hat seine Öffnungszeiten reduziert und seinen Frieden damit gemacht, dass Delitzsch zur „Schlafstadt“ geworden ist. „Leipzig und Halle sind einfach zu nah, da kann sich eine eigene Gastro- und Kulturszene einfach nicht mehr halten“, sagt er. Dank der neuen S-Bahn ist man in 17 Minuten im Leipziger Zentrum. Die Jugend bejubelt die Anbindung, für Delitzsch als Ausgehort war sie der letzte Sargnagel.

Zu DDR-Zeiten war das anders. Da war Fahr Chef des städtischen Jugendclubs, veranstaltete Livekonzerte, öffnete ihn für alle Altersgruppen, hatte immer volles Haus.

Nach der Einheit fand man im Rathaus, sowas müssten nun kommerzielle Anbieter leisten, das Gebäude wollte man verkaufen. Erst Jahre später wurde wieder ein Jugendclub gebaut. Bei ihrem Treffen mit Steinmeier sagt die Vertreterin des Delitzscher Jugendparlaments, es fehle an Orten zur Begegnung.

Fahrs Kneipe war jahrzehntelang beides: Begegnungsort und kommerziell erfolgreich. Leider hatte er so spät angefangen und so viele Kredite abzuzahlen, dass er für die Rente nichts beiseitelegen konnte. „Dafür hätte ich im Westen geboren sein müssen“, sagt er, „und ein Haus geerbt haben oder Startkapital. Nur mal als Beispiel, warum im Osten so viele gefrustet sind.“

Und die AfD? Als Kneipier kann er Volkes Stimme auf den Punkt bringen: „Viele haben das Gefühl, okkupiert worden zu sein. Nichts beigetragen zu haben. Politisch gar nicht vorzukommen.“ Die AfD nutze das aus, weil sie als einzige die Stimmung im Osten aufnehme: „Jahrelang war für nichts Geld da, aber nun finanzieren wir einen Krieg, den keiner will.“

Vielleicht haben Ost und West einfach verschiedene Ängste. Im Westen Klimawandel und das Ende der Demokratie, das von Sachsen und Thüringen ausgeht; im Osten Überforderung durch Migration und Dritter Weltkrieg. Nur dass der Osten findet, seine Ängste werden verunglimpft. Als Nazi- oder Putin-Nähe. Bis dann der neue Kanzler doch die Grenzkontrollen einführt, die angeblich nie gingen.

Kneipier Fahr zuckt mit den Schultern. „Was aber auch stimmt“, sagt er: „Eine konservative Ecke war das hier schon immer.“

Ganz sicher wäre ich mit Anfang 20 auch aus Kulmbach oder Bad Honnef nach Berlin gegangen – obwohl damals die Städte und Dörfer im Westen so farbenfroh und renoviert aussahen wie heute Delitzsch, das da noch grau war und bröckelte.

Aber davor floh ich nicht. Schon eher, weil die Menschen in dieser sowieso schon konservativen Ecke nach den Umbrüchen und Enttäuschungen der 90er-Jahre bald müde waren und alles Neue beargwöhnten.

Außerdem war ich jung und wütend, dass man uns in den „Baseballschlägerjahren“ allein gelassen hatte: Die CDU in Stadt und Land fand, dass

es in Sachsen gar keine Rechtsextremisten geben könne. Wir aber standen während der Delitzscher Punkkonzerte Wache auf dem Dach des „Westclubs“, um die Türen rechtzeitig zu verriegeln, falls die Neonazis angreifen. Manche davon waren vorher in meiner Klassenstufe gewesen.

In den selbstgemachten Steckbrief-Büchern, die wir uns gegenseitig ausfüllen ließen, stand zwischen „Was isst du am liebsten?“ und „Was willst du mal werden?“ manchmal: „Was hältst du von Ausländern?“ Später dachte ich, dieser Riss habe sich geschlossen. Dann kamen Pegida und AfD.

Vor allem wollte ich aber weg, um über die große Politik zu schreiben. Ich studierte in Leipzig, wurde Journalist in Frankfurt/Main, ging nach Berlin. Den Osten wollte ich hinter mir lassen.

Aber dann ging ich 2002 doch zur „Leipziger Rede“ des Bundespräsidenten Johannes Rau, der fand, die politischen Unterschiede zwischen Nord- und Süddeutschland seien größer als zwischen Ost und West. 2009 schwärmte mir Altbundespräsident Richard von Weizsäcker dann im Interview vor, wie sachorientiert und unideologisch das erste und letzte freie DDR-Parlament arbeitete. Mit seinem ersten Nachfolger aus dem Osten, Joachim Gauck, sprach ich darüber, dass viele Menschen trotz allem gut und gerne in der DDR gelebt hätten und die Erinnerung nun einmal mit dem goldenen Pinsel malt. Angela Merkel erklärte mir in ihrem letzten Wahlkampf, dass im Osten eine Menge geschafft sei, manche Regionen dort aber zusätzlich vom Bund gefördert werden sollten. Da war der Mauerfall 28 Jahre her, nirgends wurde sie heftiger ausgebuht als in Ostdeutschland.

Zwölf Jahre davor hatte ich, noch als Journalismus-Praktikant, Christian Wulff getroffen, der begeistert war, wie viele junge Ostdeutsche ihm überall begegneten: „Es wird Ihre Generation sein, die die deutsche Einheit wirklich vollendet!“ Später wurde er Bundespräsident, aber es hat für uns beide nicht hingehauen: Ich jedenfalls reise nun mit Frank-Walter Steinmeier 35 Jahre nach dem Mauerfall immer noch in einen unzufriedenen, unerklärlichen Osten. Viele meiner Ex-Klassenkameraden haben erwachsene Kinder. Sieht nicht so aus, als würde unsere Generation das mit der Einheit noch schaffen.

An einem seiner Abende in Delitzsch ist der Bundespräsident zu einem Frühlingsempfang eingeladen. Unter den Gästen sind auch die anderen Abgekämpften meiner Generation: Pantelis Dimas, 54, ist im Westen Griechenlands geboren und landete zufällig hier, als er mit gerade mal 25 ein eigenes Restaurant gründen wollte. Heute hat er die halbe Stadt als Stammgäste – aber viele Sorgen, die er dem Bundespräsidenten schildern will.

Steinmeier kann vielleicht nichts an Energie- und Lebensmittelpreisen ändern. Aber könnte er sich bitte für mehr Möglichkeiten, Anreize und Pflichten einsetzen, damit Arbeitslose und Flüchtlinge Jobs annehmen, auch in der Gastronomie? „Meine Kinder machen sich manchmal über mein Deutsch lustig“, sagt er mit griechischem Akzent. „Aber ich habe einfach vom ersten Tag an gearbeitet!“ Steinmeier hört zu; sagt, die neue Regierung plane da ja bereits Änderungen. Dann muss er zum nächsten Gespräch.

Dirk Pigors, 56, hatte die erste Werbeagentur am Ort, als er mal das Lokalfernsehen betrieb, war ich da Praktikant. Heute ist er Vorstandschef der Werbegemeinschaft, die vor allem die Innenstadt wieder belebt hat. Stadtfeste, Werbeaktionen, Sponsoring für Kultur und Sport. „Unheimlich viele Leute mit unheimlich viel Herzblut“, sagt er. Steinmeier lobt das in seiner Ansprache. Der Bürgermeister auch. Aber Pigors sagt: „Von der Stadt kommt da sehr wenig, im Zweifel eher eine Auflage oder eine Gebühr.“

Tags darauf steht ein Prunkstück auf dem Programm, das der Bundespräsident seit seiner Ankunft erwähnt: als Zeichen, dass etwas für die Bevölkerung getan wird. Am Rand der Stadt funkeln zwei große hellblaue Schwimmbecken, daneben eine neu erbaute Schwimmhalle.

In die „Elberitzmühle“ sind wir als Halbwüchsige jeden Sommer geradelt, das Freibad ist fast 100 Jahre alt. Wir machten uns keinen Gedanken darüber, wer es mit welchem Geld gebaut und betrieben hat. In der DDR hat ja sowieso alles der Staat

gemacht. Erst als vor ein paar Jahren nach und nach die Fliesen von den Beckenwänden fielen und das Bad geschlossen werden musste, lernten die Delitzscher, was „freiwillige Aufgaben“ einer Kommune sind. Die Stadt hätte das Bad einfach schließen können.

Nun ist sogar der Bundespräsident gekommen, um sie dafür zu loben, dass sie stattdessen 24 Millionen Euro aufgetrieben hat, die Hälfte davon aus Fördertöpfen von Bund und Land. „Da werden Sie viele Städte im Umland drum beneiden“, sagt er bei der Besichtigung der Becken. Der Bürgermeister strahlt stolz. Es war das größte städtische Bauprojekt in Delitzschs Geschichte. Nach fünf Jahren ohne Freibad meckerten schon viele, dass mal wieder nichts rund laufe. Nun soll das Bad im Sommer öffnen, ein Happy End.

So ist das bei vielen Programmpunkten des Präsidenten: Er besucht eine private Theaterschule; die Handballmannschaft, die nach dem Scheitern ihrer Erstliga-Vorgänger neu gegründet wurde; er frühstückt in einem gemeinnützigen Seniorencafé, das Leben ins schick sanierte Plattenbauviertel bringt. In der DDR hat das alles der Staat gemacht. Die meisten finden, das sollte er immer noch.

Im ehemaligen Reichsbahnausbesserungswerk, einst einer der größten Arbeitgeber der Stadt, trifft Steinmeier auf ein erfolgreiches Nachfolgeunternehmen mit Aufträgen aus aller Welt, und eine Deutsche-Bahn-Tochter, die gerade ihr Werk schließen will. Eine kleine Demo begrüßt den Präsidenten. „Hände weg von unseren Arbeitsplätzen“, steht auf einem Banner.

Die Männer dürften woanders unterkommen, aber für die Älteren in Delitzsch ist es ein Flashback in die traumatischen 90er-Jahre, als im Osten ein Betrieb nach dem anderen dichtmachte, Arbeitslosigkeit und Existenzängste in jede Familie einbrachen, die Jugend in den Westen ging.

Als 2018 im tiefen Westen die letzte Steinkohle-Zeche geschlossen wurde, weil sie schon Jahrzehnte nur noch mit Milliarden an Staatshilfe lief, reiste Steinmeier für eine große Trauerzeremonie an. Als nach der Wende die Betriebe im Osten reihenweise zumachten, kam nie ein Bundespräsident.

Am nächsten Vormittag schreitet Steinmeier über eine Brache voller Hoffnungen. Wo heute Schutt, Steinhaufen und Werksruinen sind, warten Werner Goldstein und Reiner Wilck, beide fast 80, um dem Präsidenten von ihrer ehemaligen Fabrik zu erzählen.

Die Delitzscher Zuckerfabrik war die größte der DDR, 400 Leute haben in der Hochsaison aus Rüben Zucker gemacht. Die Wende überlebte das Werk dank der Übernahme durch die Südzucker AG aus Mannheim. Doch 2001 war Schluss. Goldstein hatte die Fabrik nach dem Krieg mit aufgebaut, nun baute er sie wieder ab.

Als das Aus verkündet wurde, flossen in Delitzsch Tränen. Auch mein Schwiegervater hat hier sein Leben lang gearbeitet, dann musste er bis zur Rente fünf Jahre lang in ein Südzucker-Werk in Bayern pendeln. Von den Fenstern ihrer ehemaligen Werkswohnungen aus sehen die Ehemaligen zu, wie ihre Fabrik zerfällt. Erst wurde ein Biomassekraftwerk daraus, es gab noch ein Dutzend Jobs, die Besitzer wechselten oft. Der letzte verscherbelte nur noch das Eisen aus den Anlagen.

Nun aber begrüßt Steinmeier einen hochdekorierten Wissenschaftler mit einem 3D-Modell: Aus der Brache soll ein Großforschungszentrum werden, erklärt Gründungsdirektor Peter Seeberger. Am „Center for the Transformation of Chemistry“ sollen mehr als 700 Wissenschaftler und Facharbeiter Technologien entwickeln für eine Chemie-Industrie, die nachhaltig und ohne fossile Energie arbeitet. Mehr als 1,1 Milliarden Euro vom Bund stehen bereit, die der Region nach dem Kohleausstieg in die Zukunft helfen sollen.

„Das ist das, was man sich unter Strukturwandel vorstellt“, sagt Steinmeier. „Jetzt ist es wichtig, dass wir ins Machen kommen“, sagt Seeberger. 2026 soll der Bau beginnen, 2038 soll das CTC arbeiten. „Mal sehen, ob wir das noch erleben“, sagt Goldstein.

Ich blinzle über die Brache. Gegenüber standen einst Baracken, in denen ich in „Einführung in die sozialistische Produktion“ unterrichtet wurde. Ich erinnere mich, wie damals der schwere, süßliche Geruch der Zuckerfabrik über der ganzen Stadt hing, und einen Moment lang fällt alles in größere Zusammenhänge. Vielleicht wird Delitzsch

nun zum Synonym für grüne Chemie. Nach der DDR, der Nachwendedepression, nach der Phase als AfD-Hochburg.

Mein Notizblock ist voll, als die Woche vorbei ist, aber ob sich darin die Antwort auf die Frage findet, was in Ostdeutschland wirklich los ist, weiß ich nicht. Wenn es läuft wie in anderen „Ortszeit”-Städten, wird Delitzsch einen Werbeeffekt spüren. Es wird vielleicht in der ein oder anderen Rede Steinmeiers auftauchen. Wahrscheinlich als gutes Beispiel. Oder als Beispiel dafür, wie schwierig es ist, die Stimmung zu drehen. Der Osten boomt endlich, aber bei vielen ist keine Geduld mehr übrig.

Steinmeier sagt, er ist glücklich darüber, dass er Delitzsch ausgewählt hat. Vielleicht ist er in seinen drei Tagen hier etwas näher ans Ziel herangekommen, uns Ossis zu verstehen. Ich bin auch 35 Jahre nach der Einheit noch nicht ganz da.

ENDE